



Den Krieg um Nagorni Karabach vor drei Jahrzehnten haben die Armenier für sich entschieden. Seither warten sie auf den grossen Gegenangriff Aserbaidshans. Er hat nun begonnen. (Madaghis, 8. Oktober 2019)

Wo man Kalaschnikows auf Wickeltischen ölt

Nagorni Karabach gilt als Land des ewigen Krieges. Bevor die jüngsten Gefechte ausbrachen, besuchten wir den Kleinstaat im Kaukasus, den es eigentlich nicht gibt. **Von Harald Maass, Stepanakert**

Die meisten Häuser lagen noch in Trümmern, als wir Talish im vergangenen Herbst besuchten. 2016 war das Dorf in Nagorni Karabach, in dem früher hundert Familien lebten, durch Raketenanschläge fast vollständig zerstört worden. Ein paar Wohnhäuser und die Schule, ein dreistöckiger Neubau, hatte man wieder aufgebaut. Bald sollten die ersten Schüler unterrichtet werden. Die Frontlinie ist hier nur wenige hundert Meter entfernt, ein im Dunst gelegener Feldweg. «Dort drüben sind die feindlichen Soldaten stationiert», berichtete der Verwaltungsbeamte Slawa Ohanjan. Heute ist der Kontakt zu ihm unmöglich. Seit einer Woche wird in Talish wieder mit schweren Waffen gekämpft.

Nagorni Karabach, die von Armenien und Aserbaidshan beanspruchte Enklave im Kaukasus, erlebt in diesen Tagen die schwersten Gefechte seit Jahrzehnten. Mehr als 150 Tote und zahlreiche Verletzte wurde bisher gezählt, darunter viele Zivilisten. Bei Talish habe die aserbaidshanische Armee Raketen und schwere Artillerie eingesetzt, meldet die russische Nachrichtenagentur Interfax. Die Uno und mehrere Regierungschefs mahnten beide Seiten dringend zu einer Waffenruhe.

Offiziell nennt sich Nagorni Karabach Republik Arzach. 150 000 Einwohner, acht Provinzen, 17 aktive Kirchen. Es ist ein Land, das es eigentlich nicht gibt. Karabach hat keine offiziellen Postverbindungen, keine internationale Telefonvorwahl, keinen Sitz bei der Weltgesundheitsorganisation oder irgendeiner anderen internationalen Institution. Der Kleinstaat, etwa doppelt so gross wie das Wallis, wird von keinem Land der Erde anerkannt – nicht einmal von der Schutzmacht Armenien. Es ist ein vergessenes Land. Ein Land, dessen Bewohner seit Jahrzehnten in ständiger Kriegsbereitschaft leben.

Militärunterricht in der Schule

Einreise auf dem Landweg von Armenien. Vor dem Grenzhause ist es so ruhig, dass zwei Hunde auf dem warmen Asphalt schlafen. Auch Stepanakert, die Hauptstadt mit 50 000 Einwohnern, breiten Alleen und sowjetischen Plattenbauten, wirkt bei unserem Besuch überraschend friedlich. Auf der Terrasse des Hotels Armenia sitzen Geschäftsleute bei Kaffee und Cognac. Junge Pärchen schlendern an Geschäften entlang, die chinesische Handys und russische Mode verkaufen.

Zwei Tage später, am Wochenende, zeigt sich, dass der Anschein von Normalität trügt. Plötzlich sind die Strassen voll mit Soldaten,

die ihren freien Tag in der Stadt verbringen. Stepanakert ist der Erholungsort für Tausende Kämpfer, die entlang der Front zu Aserbaidshan stationiert sind. In der Pizzeria Tashir essen die jungen Männer Hamburger und russischen Salat. Im Fernseher laufen Musikvideos. Für ein paar Stunden entfliehen die Soldaten der Eintönigkeit der Kaserne.

Besuch in der Schule Nummer 9 in Stepanakert. Das moderne Gebäude wurde mit Spenden aus Armenien finanziert. Stolz berichtet Rektor Artur Andonjan vom Schachunterricht und den Fremdsprachen, die die Schüler lernen. Dann führt er in einen Raum im ersten Stock. An den Wänden hängen Bilder von Waffen, eine Schautafel erklärt den Zündmechanismus einer Handgranate. Einmal in der Woche erhalten die Jugendlichen hier Militärunterricht, berichtet Andonjan. In der Ecke steht eine Wickelkommode. Lernen die Schüler hier den Umgang mit Babys? Der Rektor verzieht das Gesicht, als ob er einen schlechten Witz gehört hat. Auf der Kommode üben die Schüler, «wie man eine Kalaschnikow zerlegt und ölt», erklärt er. «Wir bilden die nächste Generation der Soldaten aus.»

Der Konflikt um Nagorni Karabach ist ein Erbe der Sowjetunion. Jahrhundertlang hatten christliche Armenier und muslimische Volksgruppen wie Aserbaidshaner, Kurden und Perser mehr oder weniger friedlich in dem Berggebiet zusammengelebt. Nach dem Zerfall des russischen Zarenreichs wurden Armenien und Aserbaidshan Sowjetrepubliken. Stalin schlug das mehrheitlich von Armeniern bewohnte Karabach Aserbaidshan zu. Eine Mitsprache hatten die Menschen nicht.

Als durch Glasnost und Perestroika Moskaus Macht in der Region schwächer wurde, brach der Konflikt auf. 1988 verlangten Armenier in Karabach die Unabhängigkeit von Aserbaidshan. Es kam zu Kämpfen und später zum offenen Krieg. Von 1992 bis 1994 kämpfte man sich mit unbeschreiblicher Brutalität. Plünderungen und die Erschiessung von Zivilisten waren an der Tagesordnung. Als beide Seiten schliesslich erschöpft den Waffenstillstand unterzeichneten, kontrollierten die Armenier in Nagorni Karabach zwar das

grösste Gebiet. Doch das Land war zerstört, 25 000 bis 50 000 Menschen waren tot, und über eine Million Armenier und Aserbaidshaner hatten ihre Heimat verloren.

Kawumm! Bumm, bumm! Im ersten Moment hört es sich an wie Bombeneinschläge. Doch dann wird klar, dass es Elektrobasen sind, die vor der Ruine des ehemaligen Staatstheaters in Stepanakert durch die Nacht wummern. Eine junge Frau im Jogginganzug rappt ins Mikrofon. Im Inneren drängen sich Besucher um Kunstinstallationen. Es ist eine Szene, die in der harschen Militärwelt von Karabach unwirklich erscheint. Künstler aus Erewan haben die Theaterruine in ein Untergrund-Festival verwandelt. Für die Organisatorin Anna Kamay ist es ein Protest gegen die Militarisierung der Gesellschaft. «Drei Generationen haben hier den Krieg erlebt. Diese Menschen sind traumatisiert», sagt Kamay.

Ein Hoffnungsträger enttäuscht

Zwischen den Kunstwerken treffen wir den Soldaten Ashot. Der 19-Jährige trägt eine schwarze Jacke und Wollmütze. «Alle sagen: Wir müssen die Türken bekämpfen», sagt Ashot – gemeint sind damit die Aserbaidshaner. Er habe jedoch andere Ansichten. «Wir müssen die Ideen bekämpfen, die den Krieg verursachen.» Ein paar Minuten reden wir über den Konflikt und die Chancen für Frieden. Dann zupft uns jemand am Ärmel und flüstert: Ob wir denn wüssten, wer unser Interviewpartner sei? Ashot ist der Sohn des armenischen Regierungschefs Nikol Paschinjan.

2018 hatte Paschinjan die Armenier auf die Strassen geführt, um gegen die Korruption im Land und für mehr Demokratie zu demonstrieren. Armenien erlebte die samtene Revolution. Doch die Hoffnung mancher, auch in Aserbaidshan, dass mit dem neuen Ministerpräsidenten Bewegung in die festgefahrenden Verhandlungen um Karabach kommen könnte, entpuppte sich als voreilig. Paschinjan, der früher Nelson Mandela zu seinen Vorbildern zählte, präsentiert sich heute als Hardliner: «Karabach ist Armenien! Punkt!»

Nach Ansicht von Beobachtern könnte dies einer der Gründe für die militärische Eskalation sein. Offenbar ist man in Baku zum Schluss gekommen, dass sich der Status-quo mit diplomatischen Mitteln nicht mehr verändern lässt. Der autoritäre Präsident Ilham Alijew ist innenpolitisch unter Druck. Im Volk wächst die Forderung, das Gebiet zurückzuerobern. Als im Juli Zehntausende in Baku demonstrierten, riefen viele: «Karabach gehört uns.» Auch das Verhalten der Regional-

Zankapfel Karabach

Krieg um armenisch besiedelte Enklave



mächte könnte Baku zu einem aggressiven Vorgehen ermutigt haben. Die Türkei, traditioneller Verbündeter Aserbaidshans, unterstützt Baku in dem Konflikt offenbar nicht nur mit Worten. Söldner aus Syrien und Libyen nehmen offenbar auf der Seite der aserbaidshanischen Armee an den Kämpfen teil – organisiert durch Ankara. Auch sollen türkische Soldaten mit aserbaidshanischen Militärs im Vorfeld trainiert haben. Auf der Gegenseite ist Russland mit Armenien verbündet und unterhält dort eine grosse Militärbasis. Auch wenn Moskau sich bisher zurückhält, könnten Russland und die Türkei in den Konflikt hineingezogen werden. Ein Stellvertreterkrieg an den Grenzen Europas droht.

Vielleicht sind es Leute wie Anush Petrosjan, die den Kreislauf aus Gebietsansprüchen, Nationalismus und militärischer Gewalt durchbrechen können. Die 22-Jährige aus Erewan setzt sich für eine Annäherung der beiden Kriegsparteien ein. «Das Problem ist, dass beide Gesellschaften nicht auf Frieden vorbereitet sind», sagt die Politologin. Junge Armenier und Aserbaidshaner wüssten heute kaum noch etwas über die gemeinsame Geschichte der beiden Völker – das Ergebnis jahrzehntelanger Propaganda. Ihr Grossvater sei vor dem Krieg Sänger gewesen und habe oft auf den Hochzeiten der aserbaidshanischen Nachbarn gesungen, erzählt Petrosjan. Damals war normal, was heute unvorstellbar scheint: «Armenier und Aserbaidshaner waren befreundet.»

An den Wänden in der Schule hängen Tafeln, eine erklärt den Zündmechanismus einer Handgranate.